

Mein super-duper wahrer Freund

Wenn Leute über den Krebs reden, kriegen sie sofort diese „Bemitleide-Stimme“. Als würden sie jetzt schon wissen, dass die Person nicht mehr lange leben wird. Und dazu kommen noch diese „Oh-Gott,-du-armes-Ding-Blicke“. Oh, und immer diese Streicheleien und Umarmungen, als müssten sie aufpassen, dass man nicht umfällt.

Ich muss es ja wissen. Bei mir wurde vor sechs Jahren Krebs diagnostiziert. Das kam ziemlich aus dem Nichts, sag ich euch. Vor allem für meine Mutter. Ich erinnere mich genau an ihren Blick, mit dem sie den Doktor anstarrte. Es war eine Mischung aus Entsetzen, Fassungslosigkeit und Wut. Und ich glaube, wäre ich selbst nicht so überrascht gewesen, hätte ich das peinlich gefunden. „Leukämie“ heißt die Krankheit, die ich habe. Klingt schockierend und angsteinflößend, aber das ist es nicht nur. Später mehr dazu. Wovon ich euch eigentlich erzählen wollte, ist noch viel wichtiger. Wisst ihr, der Krebs ist nicht nur eine Krankheit, er kann auch für gute Freundschaften sorgen. So habe ich mit dem Krebs meinen superduper wahren Freund gefunden. Ich lernte ihn im Krankenhaus kennen.

Aber erstmal alles von Anfang:

Die Neonlichter im Flur blitzten mir in den Augenwinkeln, doch das nahm ich kaum wahr. Krankenschwestern schoben Leute in Rollstühlen vor sich her. Doch ich war zu tief in das Buch vertieft, das ich in den Händen hielt, um überhaupt etwas mitzukriegen. Ich war so beschäftigt damit, dass ich den Jungen gar nicht bemerkte, der um die Ecke bog. BOOM! Schon lag ich auf dem Boden. Ich brauchte einen Moment, um mich wieder zu sammeln. Ich schaute auf. Vor mir stand ein dünner, blasser Junge mit dunkelbraunen Augen. Er sah mich verdattert an und streckte mir dann die Hand entgegen. Ich starrte erst einen Augenblick zurück, bevor ich seine Hand nahm und mich hochziehen ließ. „Es tut mir leid.“ Beschämt sah ich den Jungen an. Er hatte braungebrannte Haut und ein schmales, eckiges Gesicht. Er lächelte verlegen. Ich sah ihm in die Augen. Irgendwas an ihm kam mir bekannt vor. Doch bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, bückte er sich und hob mein Buch auf, das ebenfalls zu Boden gefallen war. Er betrachtete es kurz und reichte es mir dann. „Das ist eine schöne Geschichte“, sagte er. „Sie gehört zu meinen Top Drei.“ Ich nahm das Buch. „Ich habe es schon dreimal durchgelesen“, sagte ich und grinste ihn an. Er lachte kurz. „Ich schon fünfmal.“ Ich musste grinsen. Der Junge war echt nett. „Wie heißt du eigentlich? Ich bin Pablo. Und du?“ Er streckte mir abermals die Hand entgegen: „Samira.“ Ich schüttelte seine Hand. „Also, Samira, ich muss jetzt weiter, aber ich würde mich freuen, wenn wir uns wieder treffen würden. Vielleicht nächstes Mal ohne zusammenzustoßen.“ Er grinste noch breiter. „Ist okay“, sagte ich und grinste zurück. Er lächelte mir nochmal kurz zu und ging dann weiter.

Ich blieb noch einen Moment stehen, um erstmal zu verstehen, was gerade passiert war. Dann ging ich in Richtung meines Zimmers. Ich schob langsam die Tür auf und lugte ins Zimmer. Es war leer. Was gar nicht so schlecht war, da das hieß, dass meine Mutter sich einen Kaffee holte. Ich zog meine Schuhe aus und setzte mich aufs Bett. Ich musste immer wieder an Pablo denken. Was war mir an ihm so bekannt vorgekommen? Was war es nur? Aber egal wie viel ich auch überlegte, mir fiel es nicht ein. Das Nachrichtenpiepen meines Handys unterbrach meine Gedanken. Ich nahm es von meinem Nachttisch und schaute auf das Display. Es war meine Klassengruppe.

Ihr solltet vielleicht wissen, dass ich wegen des Krebses und der dazugehörigen Untersuchungen und Krankenhausbesuche auch nicht zur Schule gehen konnte. Weshalb ich im Krankenhaus Unterricht bekam. Von einem Erwachsenen, der dafür bezahlt wird, hier zu unterrichten – wie ein Hauslehrer, nur halt hier im Krankenhaus. Das ich nicht zur Schule konnte, sorgte leider aber auch dafür, dass ich einen ziemlich kleinen Freundeskreis hatte. Das hatte aber nicht nur mit dem Krebs zu tun. Nein, auch außerhalb der Schule und des Krankenhauses traf ich mich fast nie mit Freunden. Aber trotzdem war ich in der Klassengruppe. Meine Mutter hatte dafür gesorgt. Ich glaube, sie wollte entweder, dass ich mich mehr mit anderen Kindern unterhielt oder sie wollte, dass ich mich ein wenig mehr „gesund“ verhielt. Aber nun zurück.

Die Nachricht, die auf meinem Handy erschien, war ein Klassenfoto. Alle standen super fröhlich vor einem Plakat, das einen Wald darstellen sollte. Ich sah das Bild an und das erste Mal seit Wochen zog sich wieder mein Herz zusammen. Es tat so weh, die anderen Kinder so glücklich und gesund zu sehen und mit einem Mal packte mich die Wut. Wieso passierte mir so etwas?! Warum nur? Mir traten vor Wut die Tränen in die Augen. Ich nahm schnell mein Handy und steckte es in meine Pullovertasche. Dann stand ich auf und verließ das Zimmer. Ich wollte einfach nur irgendwohin gehen. Ich wollte mir selbst beweisen, dass ich nicht krank war. Ich ging einfach in eine Richtung. Ich ging einfach, wohin mich meine Beine trugen. Und als ich das nächste Mal stehen blieb, stand ich vor dem Spiele-Gemeinschaftsraum. Ich lugte um die Ecke, doch auch hier war niemand. Es war still. Erleichtert ging ich hinein und schloss die Tür hinter mir. Es standen ein paar Tische mit Malsachen in der einen Ecke. Es gab einen Schrank mit Spielen und eine andere Ecke mit Bällen.

Kennt ihr das, wenn auf einmal alle Erinnerungen an einen Ort in dir hochkommen und du kannst nichts mehr dagegen tun? Tja sowas hatte ich damals.

Auf einmal kamen meine ganzen Erinnerungen in mir hoch. Wie ich mit neun das erste Mal hier gewesen war. Damals waren es noch nicht so lange Aufenthalte gewesen. Ich hatte gemalt und gespielt und mich mit anderen Kindern unterhalten. Doch jetzt war ich hier allein – ohne Freunde und wurde behandelt wie eine zerbrechliche Porzellanpuppe. Früher hatte ich draußen Fußball gespielt und jetzt ...? Ich nahm einen Fußball und schoss ihn mit voller Wucht gegen die Wand. Er prallte hart ab und flog durch den Raum. Ich rannte ihm hinterher, fing ihn und wollte gerade noch einmal schießen, da wurde mir plötzlich schwindelig. Ich ließ mich auf den Boden sinken. Der Ball rollte mir aus den Händen. Jetzt konnte ich meine Tränen nicht mehr richtig zurückhalten. Sie liefen wie heißes Wasser über meine Wangen und ich stützte mein Gesicht in die Hände. Auch wenn ich versuchte ganz normal zu sein, der Krebs machte mir immer einen Strich durch die Rechnung. „Ich kenne dein Gefühl.“ Ich drehte mich abrupt um. In einer Ecke saß er, ein Buch vor sich liegend: PABLO! Ich wischte schnell meine Tränen weg und stand auf. „Was machst du hier?“, fragte ich, während ich auf ihn zuging. „Lesen.“ Seine Stimme klang irgendwie beruhigend in meinen Ohren. Ich setzte mich neben ihn. Er lächelte mich an und schob das Buch herüber. „Kennst du das?“, fragte er ruhig. Ich sah auf den Einband. „Nein“, gab ich zu. Er grinste noch breiter und schob das Buch weiter zu mir. „Ich leihe es dir, okay?“ Er sah mich aus seinen dunklen, braunen Augen an. „Danke“, stotterte ich verlegen. Er lächelte mir zu und sprach dann weiter. „Ich habe noch mehr Bücher, die du ausleihen kannst.“ Ich lächelte höflich aber winkte ab. Ich wollte gerade aufstehen, um zu gehen, als Pablo anfang stark zu husten. Ich drehte mich zu ihm um. Sein Gesicht war rot geworden und er schnappte nach Luft. Ich bekam Panik. „Was ist los?! Pablo! Alles okay?! Ich hole Hilfe!“ Ich rannte zur Tür und riss sie auf. Ich rannte den Gang hinunter. Und ich hatte Glück. Zwei Krankenschwestern mit Aktenstapeln in den Armen kamen mir entgegen. Ich zögerte nicht, sondern sprach sie sofort an. Naja, wenn man das Sprechen nennen konnte. Vor Aufregung bekam ich kaum Sätze heraus. Aber ich glaube, sie müssen mich irgendwie verstanden haben, denn die eine nickte und sagte sowas wie: „Beruhige dich erstmal, ich komme mit.“ Und zu ihrer Kollegin fügte sie hinzu: „Hol du den Doktor, Luise.“

Ich rannte mit der Krankenschwester zum Spielraum. Wir stürmten ins Zimmer und zu der Ecke, wo Pablo lag. Sein Gesicht hatte sich dunkler verfärbt und er keuchte stark. Die Krankenschwester schnappte entsetzt nach Luft. Ich setzte mich neben Pablo auf dem Boden, der mittlerweile angefangen hatte, leicht zu weinen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich meine, ich kannte diesen Jungen kaum. Aus Reflex zog ich meinen Pulli, den ich an dem Tag über mein Shirt gezogen hatte, aus und benutzte ihn als Kopfkissen für ihn. Ich hatte Angst. Ich konnte gar nichts tun und er musste leiden. Ich nahm einfach meine Hand, die etwas kalt war, und legte sie auf seine Stirn. Was anderes fiel mir in dem Moment nicht ein. Da kamen auch schon der Doktor und zwei weitere Krankenschwestern. Sie hatten eine Liege und ein Gerät dabei, das ein wenig wie ein Kleiderständer mit Rollen aussah. An dem Gerät hing ein Sauerstofftank samt Maske. Schnell hatten die Krankenschwestern mit Hilfe des Doktors Pablo auf die Liege gehoben und ihm die Sauerstoffmaske angelegt. Der Doktor wandte sich mir zu: „Wie ist der Name des Jungen? Weißt du, wo seine Eltern sind?“ Ich sah ihn an. Ich hatte das Gefühl, auch gleich zusammenzufallen. Doch ich holte tief Luft und presste hervor: „Er heißt Pablo. Seinen Nachnamen kenne ich nicht und seine Eltern auch nicht.“ Der Doktor nickte und rannte den Krankenschwestern hinterher, die Pablo mittlerweile schon hastig aus dem Zimmer geschoben hatten. Als alle weg waren, war es auf einmal still. Ich hörte meinen Puls so laut, dass ich dachte, meine Ohren könnten platzen. Ich konnte nicht fassen, was gerade passiert war. Und ohne es zu wollen, fing ich an zu weinen. Ich weinte einfach nur. Ich setzte mich auf einen der Stühle in der Malecke. Mir ging das Bild nicht aus dem Kopf, wie er da gelegen hatte – leidend und halb weinend und ich, ich hatte nichts tun könnten, um ihm zu helfen. Nach einer Weile, als ich mich etwas beruhigt hatte, stand ich auf und ging in Richtung meines Zimmers. Ich war fast wie taub. Ich fühlte mich müde und aufgewühlt zugleich. Ich kannte Pablo noch nicht mal einen Tag lang. Und hatte jetzt schon das Gefühl, schuld daran zu sein, was gerade passiert war. Ich hatte Angst um ihn, richtige Angst. Ich dachte über ihn nach. Dieses Gefühl, ihn schon so lange zu kennen und irgendwas mit ihm zu teilen. Und dann noch diese Angst um jemanden, der fast noch fremd war. Aber nein, das war er nicht. Nicht in meinem Gefühl. Als ich in den Flur einbog, wo mein Zimmer war, erkannte ich erst das Gefühl, das ich bei Pablo hatte: Vertrauen! Ich vertraute ihm. Egal ob wir uns lange kannten. Ein kleines Lächeln schlich sich auf mein Gesicht, doch es verschwand schon wieder, als ich daran dachte, dass ich ihm nicht helfen konnte. Ich schob die Tür auf. Meine Mutter war immer noch nicht da. Ich legte mich aufs Bett. Ich wollte einfach vergessen, was gerade passiert war, doch ich konnte es nicht. Ich lag einfach nur da, keine Gedanken im Kopf, sondern einfach nur da und starrte an die Decke. Schließlich entschloss ich mich, einen Brief zu schreiben. Einfach so. Ich nahm Stift und Papier und schrieb drauflos.

Lieber Pablo, ich bin's, Samira. Es tut mir leid für dich, das mit dem Zusammenbruch. Es war so schlimm, zu sehen, wie du leidest, ohne etwas machen zu können. Das ist furchtbar. Ich hoffe, dir geht es bald besser. Und danke für das Buch, ich werde es lesen. Versprochen. Bis dann.

Liebe Grüße

Samira

Ich weiß nicht wieso, aber ich schrieb noch meine Handynummer unten hinzu und faltete den Brief dann. Ich schrieb oben nochmal meinen Namen drauf. Dann hatte ich eine lustige Idee. Ich ging zu meinen Sachen und nahm eines meiner Lieblingsbücher. Ich steckte den Brief hinein. Nun fiel mir aber ein, dass ich sein Zimmer gar nicht kannte. Ich überlegte. Letztendlich entschied ich mich, an der Rezeption nach seinem Zimmer zu fragen. Und tatsächlich konnte die nette Dame dort mir helfen. Ich ging also zu dem genannten Zimmer. Als ich vor der Tür stand, zögerte ich erst, dann klopfte ich. Eine dünne Frau in Jeans und Bluse öffnete mir die Tür. Sie hatte leicht gebräunte Haut und dunkles, langes Haar. Aber erst als ich ihr in die Augen sah, wusste ich: Das war Pablos Mutter. Sie hatte fast die gleichen Augen wie ihr Sohn, nur, dass ihre etwas schmaler waren. Sie lächelte mich an, wobei ich das Gefühl hatte, sie würde lieber weinen. Kein Wunder bei dem Trubel. Ich lächelte mitfühlend und reichte ihr zaghaft das Buch. „Können Sie das Pablo geben? Drinnen steht, wer

ich bin.“ Die Frau sah mich dankbar an. „Ja, mache ich“, sagte sie freundlich. Ich bedankte mich und drehte mich um. Die Frau schloss wieder die Tür. Ich ging zurück in Richtung meines Zimmers. Aber diesmal lächelte ich wirklich. Ich hoffte, es würde ihm gefallen. An meinem Zimmer angelangt wartete meine Mutter auf mich. Sie hielt zwei Kaffees und zwei Brötchen in den Händen. Sie saß auf meinem Bett und sah mir entgegen. Sie fragte zum Glück nicht, woher ich kam. Ich glaube, das hätte ich ihr gerade nicht erklären können. Ich setzte mich neben sie aufs Bett und nahm eins der Brötchen und einen der Kaffees. Direkt musste ich an Pablo denken. Ich lächelte. Irgendwas war besonders an diesem Jungen. Man musste ihn nicht lange kennen, um zu merken, dass er besonders war. Meine Mutter sah mein Lächeln und lächelte auch. Und ich glaube, sie wusste, dass ich einen neuen Freund gefunden hatte.

Ich weiß noch genau, was für ein Gefühl ich hatte, als ich am nächsten Morgen aufwachte. Es fühlte sich an, als wäre der vorherige Tag gar nicht gewesen. Doch das war er. Das merkte ich wenige Minuten später.

Das Piepen meines Handys weckte mich. Ich sah auf das Display. Eine fremde Nummer hatte mir geschrieben. Verunsichert klickte ich auf die Nachricht.

*Hallo Samira, ich bin's, Pablo. Mir geht es besser, danke. Bitte mach dir keine Vorwürfe. Das war nicht das erste Mal, dass sowas passiert ist. Danke für das Buch. Das ist lustig. Komm mich doch mal besuchen. Ich kenne dich zwar noch nicht lange, aber du scheinst nett zu sein. Ich freue mich, wenn du kommst.
Pablo.*

Als ich die Nachricht durchgelesen hatte, musste ich lächeln. Dann stand ich auf und zog mich an. Ich war irgendwie aufgeregt, zu ihm zu gehen. Keine Ahnung wieso. Ja klar, das gestern war heftig gewesen. Aber trotzdem fühlte ich mich irgendwie eigenartig. Schließlich ging ich los. Wo sein Zimmer lag, wusste ich mittlerweile.

Als ich vor seiner Tür stand, holte ich tief Luft und klopfte dann. Seine Mutter öffnete mir wieder die Tür. Diesmal sah sie tausendmal erholter aus als gestern. Trotzdem schien ihr Lächeln noch nervös. Trotzdem ließ sie mich durch und zeigte auf den Esstisch. Pablo saß in einem Rollstuhl da und las ein Buch. Ich ging zögernd auf ihn zu. Als er mich bemerkte, lächelte er. „Danke, dass du gekommen bist. Es tut mir leid, wenn ich dir gestern einen Schrecken eingejagt habe.“ Er legte seinen Kopf schief. Ich lächelte nur. Was hätte ich auch sagen sollen? „Ich kenne dich noch nicht lange, aber musste weinen, weil ich Angst um dich hatte.“? Oder: „Ja, ich kannte sowas schon. Ich habe mich nur erschreckt.“

Und da war es auch schon wieder: dieses Schweigen, von dem man nicht wusste, ob es gut oder schlecht war. Zum Glück kam mir Pablos Mutter zur Hilfe. „Ich danke dir so sehr, dass du Hilfe geholt hast. Wer weiß, was sonst passiert wäre.“ Ich fühlte mich gleichzeitig beschämt und geschmeichelt. Schließlich platzte es aus mir heraus: „Was ist eigentlich passiert? Hätte ich irgendwas tun können? Kann ich jetzt etwas tun?“ Pablos Mutter lächelte mich liebevoll an und Pablo grinste. „Du hast genau das Richtige getan. Was anderes hättest du auch nicht tun können“, fügte Pablos Mutter hinzu. Ich lächelte gequält. Irgendwie machte ich mir trotzdem noch Vorwürfe. Wieso konnte ich nichts tun? Ich drehte mich zu Pablo. Und was hast du jetzt?“ Ich merkte, wie meine Stimme anfang zu zittern. Pablo lächelte aufmunternd und bedeutete mir, sich neben ihn zu setzen. Zögernd ließ ich mich sinken. „Ich habe eine Nieren-Impantie“, sagte er ruhig. „Das ist eine Art Nierenversagen. Ich muss deswegen operiert werden.“ Ich sah ihn fassungslos an. Er lachte auf. „Das ist nicht so schlimm, wie es klingt“, meinte er.

Ja, dieser Satz wird mir immer im Gedächtnis bleiben. Ich kann sein Gesicht noch heute sehen, wie er mich ansah. Mit diesem liebevollen Blick, der trotzdem noch ein bisschen Angst mit sich trug. Wenn ich heute an diesen Blick denke, zieht sich alles bei mir zusammen.

Ich starrte ihn entgeistert an. Er lächelte nur. Auf einmal wurde mir etwas klar. Es fiel mir quasi wie Schuppen von den Augen. Wie hatte ich so blind sein können?!! Ich drehte mich um und sah ihn an.

Bevor ich weitererzähle, müsst ihr noch etwas wissen. Wenn man Krebs hat, kann man ihn auf verschiedene Arten bekämpfen. Meistens macht man meine Chemotherapie. Die musste auch ich machen. Für die Chemotherapie muss man auch Medizin nehmen. Und diese Medizin heilt zwar meistens den Krebs, sorgt aber auch für Haarausfall. Also direkt gesagt habe ich keine Haare. Keine!!! Und ich hatte die ganze Zeit meine neue Perücke getragen. Das hieß, dass Pablo vielleicht gar nicht wusste, dass ich Krebs hatte.

Pablo trug heute eine Mütze, sodass man keine Haare sehen konnte. Ich ging zurück zum Tisch und setzte mich. Er sah mich mit einer Mischung aus Verwirrung und Erwartung an. Ich setzte mich schweigend hin und tat etwas Richtiges. Ich schloss meine Augen und zog mir meine Perücke vom Kopf. Ich ließ sie einfach schweigend fallen. Ich ließ meine Augen geschlossen. Ich hörte nur ein Rascheln. Dann spürte ich seinen Körper, der mich umarmte. Ich umarmte ihn zurück. Als ich die Augen öffnete, saß Pablo vor mir. Seine Mütze lag auf dem Boden. „Ich hatte das Gefühl, etwas an dir hat uns verbunden. Ich wusste bis jetzt nur nicht was“, sagte er und lächelte. Ich lächelte auch. Ich habe erfahren, dass Pablo eine andere Art des Krebses hatte. Es tat gut, jemanden zu haben, der auch so verstehen und sehen konnte, wie man selbst. Ich glaube, das war auch ein großer Teil des Grundes, weshalb wir so gute Freunde wurden.

Wir trafen uns nun regelmäßig. Und bei jedem Mal redeten wir mehr. Das Problem war aber seine Nierenerkrankung. Das war nämlich auch eine Art Krebs. Und sie wurde auch mit jedem Tag stärker. Er wurde zwei Mal operiert. Und er kämpfte dagegen an. Und ich war an seiner Seite, um ihm zu helfen. Man kann sagen, dass der Vorfall im Spielraum uns noch mal mehr zusammengeschweißt hat. Doch letztendlich war das Gefühl, jemanden zu haben, der das Gleiche durchmachte wie man selbst, das, was am Ende unsere Freundschaft besiegelte.

Das ist jetzt schon zwei ganze Jahre her. Und ich glaube, ich habe euch diese Geschichte erzählt, um an ihn zu denken. Pablo starb letztendlich an dem Nierenkrebs. Er hatte eben am Ende nicht mehr genug Kraft. Oh Gott, ich glaube, ihr solltet wissen, dass ich die ganze Zeit geweint habe, als ich euch die Geschichte erzählt habe. Ich vermisse ihn so. Ich habe Sachen in der Geschichte ausgelassen oder gekürzt, aber nur weil sie mir entweder zu privat oder zu unwichtig waren. Also klar waren sie wichtig, alles, was sich um Pablo dreht, ist wichtig. Aber das waren nur Treffen, die halt nicht so spannend waren. Nur, falls ihr euch gewundert habt, warum wir uns wirklich so schnell umarmt haben, obwohl wir uns noch gar nicht so lange kannten. Das liegt daran, dass ich die Lücke, die ich gemacht habe, anders verschmolzen habe, als wie es passiert ist. Zwischen unserem ersten Treffen und dem „Unfall“ haben wir uns schon mal getroffen. Aber das war zu private. Versteht ihr? Auf jeden Fall bin ich froh, Euch von der Geschichte erzählt zu haben. Danke fürs Lesen. Ich hoffe, ihr habt meine Liebe zu ihm verstanden.

Liebe Grüße
eure Silvia Bessner

